Zu unserm zweiten Kunstblatt

Autor(en): **Langmesser, A.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **6 (1902)**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-576380

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

gleitend ein blaugraues Wägelchen auf. Deutlich unterscheidet der Bauer vorn eine stramm aufgerichtete Gestalt und hinten drei gebückt sitzende Figuren, zwei große schwarze und eine kleine. Da hälts ihn nicht länger. Er eilt ins Haus hinein: „Vorwärts, Luise, rüste, was Küche und Keller vermögen, der künftige Oberhofbauer ist da!"

XI.

Der Schimmel hat, trotzdem es ihm gewaltig wider den Strich ging, bei diesem kalten Winterwetter den weiten Weg zu machen, seine Pflicht gethan: endlich, endlich ist der Oberhof erreicht. Die spottenden Knechte sind seinem alten Kopf noch gut in Erinnerung, und mit Schrecken denkt er daran, bei diesem Sturm vielleicht einige Stunden im Freien stehenbleiben zu müssen. Aber seine Furcht ward wider Erwarten glänzend zu Schanden. Als wäre er der Sprosse eines hochadligen Geschlechts der Pferderasse, wurde er sorglich in den Stall geführt, und was die alten Zähne da zu kauen bekamen! Um diesen Preis würde er morgen denselben Weg wieder machen. Auch dem alten Reimer leichterte es gewaltig, als der Oberhofer ihn so freundlich empfing, und der Fritz konnte sich des Markers Benehmen erst recht nicht erklären. An der Hand faßte er ihn und führte ihn hinter den beiden Alten her in die Stube, an den Ehrenplatz am langausgezogenen, weißgedeckten Tische. „Schulmeister," ruft er dann zur Thüre hinaus, „wartet noch ein wenig mit dem Einpacken, es ist Besuch da für Euch und für mich! Und du, Luise, laß die Mägde machen und komm auch herein!" Zögernd, das Gesicht bleich vor Zorn und Schmerz, tritt Georg in die Stube. Voll herzlicher Freude eilt er auf die Gäste zu, wer konnte ihm jetzt willkommener sein als Vater und Mutter! Zu ihnen aber gelangte er nicht; denn der Oberhofer ergriff seine Hand, legte die seines Kindes hinein und sprach: „Schulmeister, ich strecke die Waffen, die Luise ist Euer. Aber, Vater Reimer, eine Bedingung knüpf' ich dran, ich schlag' Euch einen Tausch vor. Für meine Tochter überlasset Ihr mir Euern Fritz, er soll nach mir der Herr auf dem Oberhof sein. Ich sehe, Eure beiden Buben vertragen sich gut und werden um das, was der Marker zusammengegeizt und geschachert, keine Händel bekommen. Aber Marker muß er heißen, anders thu' ichs nicht. Wenn Ihr einverstanden seid, Vater Reimer, so schlaget ein!" Damit hielt er dem alten Reimer die Hand hin, und keinen Augenblick zögerte der, sie kräftig zu schütteln. Die Augen standen ihm voll Thränen: „Herr Marker, der Name thut nichts zur Sache, wo die Bande des Blutes reden. Der Fritz wird Vater und Mutter nicht vergessen in seinem Glück." „Und thät ers," sagte der Oberhofer, „und will ihm das Blut in den Kopf steigen und der Hochmutsteufel ins Herz, so soll er an mich denken und an meine Worte: Das Geld ist wohl ein guter Diener, aber ein schlimmer Herr! Zum Herrn aber ists mir geworden, und hätte nicht meine Alte aus des Herrgotts Guckfensterlein mir zugewinkt und mich gemahnt: Karl, verscherz' das Plätzchen nicht, ich hab' dir eins aufgehoben, so hätt' ich mein Kind ins Unglück und Elend gejagt, und was die Hauptsache ist, ich hätte den Sohn nicht bekommen, an dem jetzt mein ganzes Herz hängt."

„Und jetzt, Schulmeister, noch ein Wort! Ihr werdet nun zu Euern Amtsgenossen großthun, Ihr hättet den Oberhofer nach allen Regeln besiegt und überwunden. Wahr ists, ich schäme mich nicht, es zu sagen, ich hab' gegen Euch schwer gefehlt. Aber was ich kann, will ich gut machen. Nehmt mein Kind, macht es glücklich, habt es lieb und, Schulmeister, wenn Ihrs noch könnt, mich auch ein wenig!"

Als wärs verabredet, streckte der alte Doktor seinen weißen Kopf zur Thüre herein: „Ich sehe, sie sind gesund, meine Patienten, da gibts für mich nichts mehr zu thun." Damit stapfte er befriedigt thalab. Mit wohlgezielten Schlägen knickte er die welken, saftlosen Distelstöcke am Wege, die trotz der Kälte und des Frostes protzig die dürren Stengel erhoben, und in muntern Sprüngen umkreiste ihn der große Neufundländer, sein stetiger Begleiter. „Gelt Leo," hören wir den Alten sagen, — es ist das so seine Gewohnheit, sich mit seinem Hund zu unterhalten, ein Zeitvertreib auf den langen, oft mühsamen Gängen, — „dir kann ichs sagen, die Menschen wollen es nicht hören. Nur ein wenig mehr Liebe, ein bißchen weniger Selbstsucht und Eigennutz, und es wäre so schön auf dieser Welt. Aber der eine muß erst auf ein langes Schmerzenslager kommen, der andere sich schier den Kopf vom Halse sprengen vor Grübeln und Studieren, bis sie einsehen, daß wir alle Brüder sind, die sich lieben sollen." — Vom Oberhof her aber erschallte das Lied des Männerchors, den der alte Doktor unter der Hand verständigt hatte:

„Der Winter ist vergangen,
Es leuchtet Maienschein!"

Sie sind mit der Ueberraschung für den Reimer nur halb zufrieden, die Sänger; daran ist der ungeschickte Vikar schuld und das unpassende Lied, das er gewählt hat. Wer wird vom Frühling singen, wenn draußen Stein und Bein gefroren!

Maienschein aber ist eingezogen auf dem Oberhof, und schwer wärs zu sagen, wer von den andächtig Lauschenden am frohesten sich fühlt, ob Georg und Luise, die ihr junges Glück kaum zu fassen vermögen, ob das Reimer'sche Elternpaar, das mit einer Art Wehmut den Fritz betrachtet, oder obs der Oberhofer ist, der mit der Hand über die Augen fährt und still der untergehenden Sonne zusieht.

Unten aber rauscht der Rhein sein altes Lied, und in acht Tagen feiern sie Weihnachten, die Neuwyler!

Zu unserm zweiten Kunstblatt.

Vorigen Winter waren in Davos Skizzen von der Nordsee ausgestellt, die unter der Haute volée des Weltkurorts berechtigtes Aufsehen erregten. Eine Skizze fiel besonders durch ihren Vorwurf und ihre Pinselführung auf: Nordseefischer ihr Boot in die brandende See stoßend. Schüchtern stand in der Ecke der Oelskizze der französisch klingende Name Alexandre de Laforgue. Es ist dies auch der Zeichner unseres „Romanischen Mädchens"[1]). Er entstammt einer französischen Emigrantenfamilie, die während der großen Revolution ihre französische Heimat mit Deutschland vertauschen mußte. In Euskirchen bei Köln stand seine Wiege; hier ward er geboren den 19. August 1878. Schon früh wurde in ihm der Wunsch wach, Maler zu werden. Doch die Verhältnisse seiner Familie nötigten ihn, einen Brotberuf zu erwählen. Mit fünfzehn Jahren entschloß er sich, die Xylographie zu erlernen. Allein nach dreijähriger Lehrzeit wurde er brustkrank und mußte seinen Beruf, der ihn zum Zimmersitzen verurteilte, aufgeben. Wieder erwachte die alte Liebe zur Malerei. Er bewarb sich um Aufnahme in die Düsseldorfer Akademie und erlangte sie. Die Professoren W. Spatz, P. Janßen, der Direktor der Akademie, und Ed. von Gebhardt wurden seine Lehrer. Namentlich des letztern ebenso urwüchsige wie geniale Künstlerpersönlichkeit wirkte mächtig auf ihn ein. Nahe der Vollendung seiner Studien zwang ihn wieder die Brustkrankheit zu unfreiwilliger Muße. Er suchte zu seiner Heilung das Hochthal von Davos auf. Hier in der eigenartigen Bündner Gebirgswelt fand er die Natur, die ihn künstlerisch aufs nachhaltigste inspirierte. Wie den Dichter Conrad Ferdinand Meyer, so hatte die einsame Größe der Bündner Alpen auch einen Maler wie Giovanni Segantini zu gewaltigen Schöpfungen angeregt. Der letztere wurde de Laforgues großes Vorbild. Wie der Meister, möchte auch der Schüler das große stille Leuchten der Firne wiedergeben. Ob es ihm gelingen wird? Er hat diesen Sommer zeitenlang auf weltferner Alp gelebt und seine Skizzenbücher mit Szenen aus dem rauhen Leben der Geißhirten gefüllt. Ein Triptychon, das drei Hochgebirgslandschaften zur Darstellung bringt, ist die reife Frucht seiner Studien. Großartig wirkt das mittlere der drei Bilder: ein Hirt auf schroffem Bergkamm Auslug haltend nach seiner Herde; der Wind zerrt an seinem Lodenmantel, aber unverzagt steht die markige Gestalt auf dem Felsgrat und schaut in die „Schneegebirge süß umblaut", während um den Fels des Grates seine Ziegenherde weidend streicht. — Jetzt trägt sich der Künstler mit dem Gedanken, den größten Bundsmann, Jürg Jenatsch, darzustellen, wie er mit seiner toten Luzia auf der Schulter dem flammenlodernden Verbenn und dem Pfarramt den Rücken kehrt. Der Vorwurf ist ebenso kühn wie geistvoll. Möge den jungen Künstler die wiederkehrende Gesundheit in seinem hochgespannten Wollen unterstützen.

Dr. A. Langmesser, Davos.

[1]) Schon Heft XVIII brachte auf S. 439 eine mehr humoristische Probe dieses Künstlers, betitelt: „Widerspenstige Ziegen".